

Weihnachten ist vorüber. Die Heilige Nacht mit den großen Wundern des Himmels - vorbei. Der Gesang der Engel und ihre Stimmen - verklungen. Die Hirten sind wieder bei ihrer harten Arbeit. Die Weisen aus dem Morgenland sind auf dem Rückweg. Eine Woche nach Weihnachten sieht die Welt schon ganz anders aus.

Wir lesen im Lk-Ev., wie die wundersame Geschichte der Heiligen Nacht in vorgeschriebenen Bahnen des Alltags weiterging (V22). In den vorgeschriebenen Bahnen des Gesetzes, nach jüdischer Ordnung. Da stehen die beiden auf den Stufen des Tempels. Maria hat das Kind auf dem Arm, sie gehen in die Halle hinein. Es ist ein vertrauter Weg. Und doch liegt eine große Spannung über der Szene: Der vor kurzem geborene Messias taucht erstmals in Jerusalem, der Hauptstadt, der Königsstadt auf. Herodes, sein ärgster Feind, der Namen und Aufenthaltsort seines vermeintlichen Widersachers so gern gewusst hätte, ahnt nicht, wie nah der Gesuchte ist. Alles in allem ist es also eine recht nüchterne Szene gewesen, wahrscheinlich wurden jährlich Tausende von Neugeborenen im Tempel zur Darbringung gebracht, und der jeweils diensthabende Geistliche hatte sich darum zu kümmern.

Ich stelle mir vor, wie die beiden das Gebäude betreten. Am Eingang hockt wie oft an Tempelpforten ein Bettler. Als sein flüchtiger Blick auf den Kleinen fällt, denkt er wohl: „Du armer Kerl! In was für eine Welt bist du hineingeboren! Die Römer im Land. Keine Hoffnung, dass es besser werden könnte. Deine Eltern fast so arm wie ich!“ Dann wendet er sich wieder den Wohlhabenden zu, um eine Gabe zu erbitten. Im Tempel selbst hat das Gedränge zugenommen. Von der Empore sieht ein Schriftgelehrter die Eltern daherkommen. „Der hat’s auch nicht leicht“ denkt er. „Lesen und Schreiben wird ihm wohl unbekannt bleiben. Bei so einfältigen Eltern, die kennen ja kaum das Gesetz. Ich höre es an ihrem Dialekt, diese Nordlichter aus Galiläa. Das sind doch alles Ungläubige. Eigentlich dürfte man sie gar nicht in den Tempel hineinlassen, der Vorhof der Heiden, da gehörten sie hin. Mal schauen, was sie für ein Opfer bringen wollen. Sieh an, hab ich mirs doch gedacht! Zwei Tauben, die armseligste Gabe, das unterste Minimum nach dem Gesetz.“ Maria und Josef gehen weiter.

So, liebe Gemeinde, stelle ich mir die Szenerie bei der Darbringung Jesu vor. Sie beginnt durch und durch gewöhnlich und alltäglich. Im Rahmen eines ganz normalen Gottesdienstes wird im Folgenden die Herrlichkeit Jesu offenbar. Werden zwei Menschen, auf die wir gleich noch kommen, ergriffen vom Heiligen Geist.

Auffällig: im ganz normalen Umfeld des Gottesdienstes, mitten im ganz normalen wirkt der Geist Gottes

Auch Josef und Maria kamen, das wird hier ganz unverblümt festgestellt, des Brauchs wegen in den Tempel, nicht aus anderen Gründen. So schlecht sind Bräuche also auch nicht.

Das Wunderbare kann sich auch mitten im ganz normalen Gottesdienst finden lassen.

Die großen Taten Gottes sollen da geschehen, wo sie auch verkündigt werden, im Gottesdienst.

Aber nun nimmt im Folgenden der Vorgang, der eigentlich nach dem üblichen Brauch sich vollziehen soll, einen ganz unerwarteten Verlauf. Unangemeldet unterbricht ein Fremder die Feier. Er freut sich mit und will seiner Begeisterung Ausdruck verleihen.

Simeon ist auf den ersten Blick ein einfacher Mann. Ohne besondere soziale Stellung, ohne politisches Amt, ohne kulturelle Bedeutung. Und doch ein besonderer Mann. Denn er ist beseelt von einer Hoffnung. Ihn trägt eine lebendige Hoffnung. Auf dem Papier bejahen die andern es auch, dass einmal der Erlöser kommen werde. So einen allgemeinen Glauben hatten viele, sicher auch der Priester, der eigentlich vorgesehen war, das dargebrachte Jesuskind zu segnen.

Praktisch aber hielten sie alle den Trost Israels für ein Phantom. Sie griffen längst nach anderen, handfesten Tröstungen. Denn nach irgendwelchen Tröstungen muss der Mensch ja greifen. Und so werden sich damals die meisten Alten getröstet haben mit ihrem behaglichen Wohlstand. Mit

den kleinen Freuden des Alltags. Mit ein bisschen Wärme und Sonnenschein. Dem Simeon war all das zu wenig. Er hatte eine ganz bestimmte Hoffnung. Er hatte die Gewissheit: Ich werde irgendwann in meinem Leben dem Heiland begegnen. Dann kann ich getrost sterben.

Ich weiß nicht, ob Simeon in der Gefahr stand, an der Verheißung zu zweifeln; vielleicht sogar zu verbittern. So lange an der Verheißung festgehalten – nichts ist passiert. Einfältig hat er sich vielleicht manchmal ein Herz gefasst und den wenigen, zu denen er ganz offen sein konnte, anvertraut: Du, ich bin ganz sicher, bevor ich sterbe, werde ich noch dem Messias begegnen. Statt Verständnis hat er vielleicht ein mitleidiges Lächeln empfangen. „Hör mal, Simeon, da wartet unser Volk schon 500 Jahre drauf. Und ausgerechnet dir soll er begegnen? Woran willst du ihn denn erkennen?“

Irgendwann hat er nicht mehr darüber geredet. Aber rumgesprachen hatte sich's, und die Leute sagten: Simeon? Ach, das ist wohl der Alte mit dem Splen? Die Bitterkeit und das Versanden der christlichen Hoffnung lauern allenthalben. Gott hat ihn lange warten lassen, den Simeon. Gott lässt auch dich vielleicht lange warten. Simeon hatte eine klare Hoffnung, aber noch war nichts zu sehen.

Als sich der norwegische Seemann Björn Kristiansen bekehrte, hatte er bald darauf den Eindruck, er solle in Zukunft ein Schiff mit einem christlichen Auftrag steuern. Er nahm an einem Treffen von Christen teil, die bei der Schiffahrtsvers. Lloyds arbeiteten und sprach von seiner Idee. Da erfuhr er von einer Gruppe namens OM, Operation Mobilisation, ein junges christliches Missionswerk. Dort betete man seit 6 Jahren für Offiziere, eine Mannschaft und ein Schiff. Bis dato war ein englischer Kapitän der einzige, der sich für dieses Projekt verpflichtet hatte. In den Augen der meisten verkörperte er das Unternehmen: Ein Kapitän ohne Schiff und ohne Mannschaft. War das nicht lächerlich? Ein Ehepaar in Belgien erfuhr davon. Sie verkauften ihre ganze Habe und fuhren nach Belgien zu einer OM-Konferenz. Ihr Pastor hielt sie für verrückt und ließ diese guten Mitarbeiter traurig ziehen. Die beiden nahmen an, dort ein fleißig arbeitendes Schiffsteam vorzufinden. Die Konferenz war in einer alten, leeren Brauerei. Dann kam ein Engländer herein, der Kapitän. Danach noch ein der Norweger. Diese beiden waren also das ganze Schiffsteam. Nach dieser Ernüchterung erfuhr das belgische Ehepaar, wo sie schlafen sollten: Ein völlig kahler, leerer Raum, 4 Wände, Fußboden, Decke, sonst nichts. Wenigstens bekamen sie eine Rolle Wellpappe, auf die sie sich drauflegen sollten. Erst zwei Jahre danach war die Schiffsmannschaft auf 15 angewachsen. Wenig später fanden sie ein zum Verkauf stehendes günstiges Schiff, aber weil bis dahin kaum Spenden eingegangen waren, was Wunder, wussten sie bis zum Zahntag, nicht, ob der Preis von 300.000 \$ zusammenkommen würde. Und doch kam der Betrag zusammen, nach so langer Zeit des Wartens. So hat Gott den Glauben dieser Leute strapaziert. Aber sie wurden nicht enttäuscht.

Auch der Glaube des Simeon wurde strapaziert. So lange musste er warten. Selbst der Anblick des Jesuskinds strapazierte seinen Glauben. So unscheinbar. Gar nichts Besonderes. Wem immer sie hinterher erzählten, ich habe den Heiland gesehen, und die Rückfrage wäre gekommen, was war denn daran besonderes, da war kein sichtbarer Beweis. Aber sie waren gewiss: Der ist es gewesen. So mag Gott auch deinen Glauben strapazieren. Nämlich dann, wenn das, was dich bewegt, auf wenig Zustimmung stößt. Wie war es denn bei dir in den letzten Tagen?

So war auch die Reaktion auf das, was der Simeon da begeistert ausruft: „Wie herrlich, meine Augen haben den Heiland gesehen, das ich das noch erleben darf.“ Da ist wenig Entgegenkommen. Maria und Josef sind leider nicht begeistert und sagen: Das muss stimmen, Simeon, was du da sagst, lass dir noch erzählen, was vor wenigen Wochen im Stall passiert ist. Nein, die Eltern sind verblüfft. „Der Alte redet aber seltsam daher!“ Vielleicht kam später noch der diensthabende Geistliche dazu und hat gesagt: „Nun hören Sie mal zu, wenn Sie nicht so alt

wären, würde ich Sie auf der Stelle rausschmeißen, die Herrschaften sind zu mir gekommen, was mischen Sie sich da ein mit Ihren wirren Ideen.“

Darum ist es so gut, dass die Hanna dazukommt und den Eindruck des Simeon bestätigt. Ich habe den Eindruck, der Simeon war allein mit seiner Hoffnung. Die Hanna war allein mit ihrer Hoffnung. Und dann treffen sie sich zufällig im Tempel und stärken sich gegenseitig im Glauben. So brauchst auch du die Gemeinschaft von Menschen, die mit dir empfinden und dich bestätigen. Sieh zu, dass dir dafür der Blick geschärft wird, dass du dich mit ihnen aussprechen kannst und ihr einander im Glauben stärkt. Denn sonst kommt schnell der Frust auf, der einen zurückwirft.

Simeon kann in Frieden abtreten, ohne Sorge, wie soll denn dies ohnmächtige Kind den Willen Gottes durchsetzen. So brauchst auch du nicht sorgen, was in Zukunft aus unserer Welt, aus dieser Kirche und aus deinen glaubensfernen Angehörigen werden wird. Gott kümmert sich darum und um vieles andere auch. In dieser Gewissheit geht Simeon seiner Wege, und so sollte es bei uns auch werden.

Paul Ras, ein Missionar in Indien, erzählt von folgender Geschichte. Er ist mit einer Besucherdelegation unterwegs. In einem Dorf treffen sie einen Schafhirten. Er ist 65 Jahre alt. Irgendwer hat ihm vor 30 Jahren kurz von Jesus erzählt. 30 Jahre lang wartete er auf die Taufe. Es war niemand da, der sie ihm hätte geben können. In einer Vision aber hatte er den Mann gesehen, der ihn einmal taufen würde. Als Paul Raj auf ihn zutrat, rief er aus: „Nun bist du gekommen, auf den ich gewartet habe.“ Solche Alten brauchen wir in unseren Gemeinden. Wie dieser Hirte, wie der Simeon, wie die Hanna. Im Leben gereifte Frauen und Männer, die den Mut nicht verloren haben, die nicht vergangenen Zeiten nachtrauern, die etwas von Jesus erwarten. So möchte ich einmal sein, wenn ich alt bin. Und du hoffentlich auch.

Amen.